



Maria Hollering-Hamers

## Unsere konfessionsverbindende Ehe – ein Geschenk

---

„Zwei Konfessionen auf einem Kissen, da schläft der Teufel dazwischen!“ Das war der Spruch, mit dem ich schon als Mädchen konfrontiert wurde, wenn es in unserem rein römisch-katholischen Dorf in den südlichen Niederlanden ausnahmsweise mal ein verliebtes Paar gab, wovon ein Partner nicht römisch-katholisch war! Abschreckend, ja, das auf jeden Fall und so war es natürlich auch gemeint. Denn die anderen, die Protestanten, das waren ja die Ketzer. Und als Kind hatte ich auch wirklich Mitleid mit diesen armen Menschen, weil uns gelehrt wurde, dass die mal „nicht in den Himmel kommen“!

Deshalb war es auch gar nicht so einfach, als ich dann 1970 nach meinem bestandenen Examen als Lehrerin, verliebt von einem Urlaub auf Mallorca zurückkam. Dort hatte ich einen jungen Mann aus Bayern kennengelernt und wir mochten uns sehr!

Bayern, so lernten wir in der Schule, das ist ein katholisches Land! Anfangs machte ich mir dann auch gar keine Gedanken über seine religiöse Zugehörigkeit. Aber nach einiger Zeit stellte sich heraus, dass ausgerechnet dieser Bayer (der ein Franke ist) ein evangelischer Christ war!

Tja, was genau ist ein evangelischer Christ? Als niederländisches Mädchen wusste ich das nicht so ohne weiteres. Im Süden der Niederlande, in der an Belgien grenzenden Provinz Noord Brabant, nannte man alle, die nicht katholisch waren „Protestanten“. Und Protestanten in den Niederlanden sind fast ausnahmslos Calvinisten. Lutheraner gibt es nur recht wenige. Theoretisch hatte man in der Schule den Unterschied schon gelernt, aber der Ausdruck: „evangelischer Christ“ war mir unbekannt.

Meinen linientreuen römisch-katholischen Eltern war es nicht geheuer, dass ihre älteste Tochter also mit einem Lutheraner nach Hause kam. Außerdem war er noch Deutscher. Auch nicht unbedingt ein Pluspunkt, da die Niederländer unter der Besatzung von 1940-‘45 sehr gelitten hatten und meine Mutter bis ins hohe Alter öfters mal von den Flugzeugen am Morgenhimmel des 10. Mai 1940 träumte ... Trotzdem aber verkrafteten sie das Deutschsein besser als das Evangelischsein! Natürlich auch wegen dieses Teufels auf dem Kissen. ... In meinem jugendlichen Überschwang nahm ich mir aber ernsthaft vor, diesem Teufel keine Chance zu geben! Und so fing unsere nicht ganz einfache und unbeschwerte Beziehung – auf Abstand - an, 650 lange Kilometer lagen zwischen uns!!

Im „Brautgespräch“, das wir zwei Jahre später in meiner Heimatpfarre mit dem Pastor führten, war alles recht unkompliziert. Er fragte uns, wie wir gedachten, unsere Kinder taufen zu lassen. Darüber hatten wir zwar noch gar nicht nachgedacht, aber dass wir sie christlich erziehen wollten, war uns klar. Das versprachen wir denn auch. Später hörte ich, wie in Franken, in anderen Brautgesprächen, Paare unter Druck gesetzt wurden und verpflichtet wurden zu versprechen, dass sie ihre Kinder katholisch taufen lassen und erziehen.

Erst viel später, als ich anfang, meine Segnungen zu zählen, merkte ich, dass ich, dass wir hier das erste „Geschenk der Ökumene“ bekommen haben! Wir konnten unbelastet in unser gemeinsames Leben gehen. Einige Hindernisse gab es dennoch auf unserem Weg. In den katholischen Gemeinden in den Niederlanden ist es üblich, dass das Brautpaar am Ende des Trauungsgottesdienstes „sein Leben Maria zu Füßen legt“. Dazu wurde in Loon op Zand die Madonnenstatue aus der Kapelle geholt und im Altarraum aufgestellt. Meinem Vater, zu der Zeit Kirchenvorstand, sagte ich, dass wir dieses Ritual nicht vollziehen wollten. Damals war mir nur klar, dass „Protestanten mit Maria nichts anfangen konnten“, und wegen des Teufels auf dem Kissen wollte ich überflüssigen Problemen aus dem Weg gehen...! Wenige Minuten vor Anfang des Gottesdienstes meldete mein Vater, dass „aus Versehen“ nun die Madonna trotzdem in den Altarraum gestellt worden war. Zu der Zeit war ich noch ein braves katholi-

sches Mädchen, aber ich widerstand der Anfechtung, um es nun mal einfach geschehen zu lassen, und sagte ganz entschieden, dass man sie aber noch wegräumen sollte, bevor der Gottesdienst beginnen würde.

Und tatsächlich: Maria war weg, sie stand wieder hinten in der Kirche in ihrer Kapelle: ein kleiner Sieg!

Unsere Trauungsfeier hielten ein katholischer und ein evangelischer Pfarrer in Konzelebration. Ich weiß: das gibt es nicht! Damals in meinem Dorf Loon op Zand gab es das. 1972, also erst wenige Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil, haben die beiden geistlichen Herren das einfach so gemacht. Und erst viel später wurde mir klar, was da eigentlich geschehen war. Auch wieder so ein „Geschenk der Ökumene“. Dass es 45 Jahre später formal immer noch nicht möglich ist, das ist ein echter Skandal, ein Ärgernis, über das ich mich immer wieder erregen kann.

Wir zogen dann in unser erstes gemeinsames Haus, ca. 140 km von den Eltern entfernt, noch südlicher in die Provinz Limburg, in der Nähe von Aachen. Dort kannten wir niemand. Und Religion war uns nicht so wichtig in dieser Anfangszeit; wir waren verliebt, wir mussten arbeiten, es kontrollierte uns niemand und wir gingen nur hin und wieder mal in die katholische Kirche, eine evangelische war ja gar nicht in der Nähe.

Das änderte sich, als ich schwanger wurde, denn da mussten wir uns dann entscheiden: In welcher Konfession wird dieses Kind getauft? Soll es römisch-katholisch werden, wie die Mutter? Oder evangelisch-lutherisch, wie der Vater? Die Umstände machten uns diese Entscheidung dann doch leicht. Wir wollten nach Deutschland ziehen, nach Oberfranken, in die Heimat meines Mannes. Dort war er von Kindesbeinen an ein aktives Mitglied seiner evangelischen Gemeinde gewesen. Ich dagegen kannte niemanden und hatte also auch keinen Anschluss an die dortige katholische Gemeinde. So fühlte es sich gut und richtig an, das Kind / die Kinder evangelisch taufen zu lassen. Das war natürlich wieder nicht einfach für meine Eltern, aber sie akzeptierten es ohne Probleme und bei der Taufe las mein Vater in der evangelischen Kirche das Credo auf Niederländisch vor. Wieder ein „Geschenk der Ökumene“.

Erst von da an wurde uns unsere ökumenische Situation so richtig bewusst und wir fingen aktiv an, uns für die „Einheit der Christen“ stark zu machen. Wir lebten bewusst in beiden Gemeinden, übernahmen dort auch Aufgaben: Kindergottesdienste und -bibelwochen gestalten, später den Vorsitz des Sachausschusses Ökumene im Pfarrgemeinderat, während mein Mann Kirchenvorstand in der evangelischen Gemeinde war. So „steuerten wir“ über Jahre hinweg die beiden Gemeinden „auf dem Weg zur Einheit“. Natürlich besuchten wir auch abwechselnd die Gottesdienste in beiden Gemeinden. Am Anfang ohne zur Kommunion oder zum Abendmahl zu gehen. Das war ja verboten. Als der evangelische Pfarrer mich dann schon ein paar Mal explizit persönlich eingeladen hatte, wagte ich es irgendwann, am Abendmahl teilzunehmen, und spürte, dass ich dort genau so willkommen war, dass der Empfang des eucharistischen Brotes und des Weines genau so „gültig“, genau so wertig ist wie in meiner römisch-katholischen Kirche. Ich ließ mich von Jesus Christus einladen und es fühlte sich gut an.

Das alles klingt sehr positiv, und wir versuchten sehr bewusst, weitere Schritte auf diesem Weg zu gehen. Dabei denke ich an den „Ersten Ökumenischen Kirchentag“ in Lichtenfels mit über tausend Christen und Christinnen aus den beiden Gemeinden. Dass uns dabei auch dicke Knüppel zwischen die Beine geworfen wurden, ist klar. Diese Knüppel kamen aus dem Ordinariat in Bamberg. Denn kreativ und begeistert, wie wir waren, wollten wir auf einem Schulhof, der genau zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche gelegen ist, unseren ökumenischen Gottesdienst an einem Sonntagvormittag feiern. Wir stellten uns drei Altäre vor. Einen auf der Seite der evangelischen Kirche, einen auf katholischer Seite und einen in der Mitte. Alle gemeinsam wollten wir in der Mitte anfangen und dort Gottesdienst feiern bis zum gemeinsamen Credo und der Predigt. Dann stellten wir uns vor, auseinander zu gehen, jede Konfession auf ihre Seite. So konnten wir deutlich machen, was schon gemeinsam möglich ist und was noch nicht. Der Schluss des Gottesdienstes mit dem Vater Unser und dem Segen wäre wieder in der Mitte gewesen. Das Erzbistum Bamberg, der Generalvikar,

wurde informiert und verbot es uns. Eine Eucharistiefeier kann man nicht unterbrechen, nicht trennen in Wort- und Mahldienst. Mit einer Abordnung zogen wir nach Bamberg, um für unser Modell zu plädieren, aber ohne Erfolg. Wir aber ließen uns nicht entmutigen. Die evangelischen Pfarrer schlugen vor, ihren Sonntagsgottesdienst ausfallen und sich von uns Katholiken einladen zu lassen. Und so geschah es. Trotzdem nicht zur Freude des Generalvikars, denn er befürchtete, dass nun viele evangelische Christen/innen zur Kommunion gehen würden. Genau das passierte und wir empfanden es als einen großen Sieg, dass die Menschen taten, was sie spürten, was richtig war, dass sie sich trauten selber zu entscheiden.

Aus vielen solchen Erfahrungen habe ich gelernt, wie wichtig es ist, als Christin informiert zu sein, sich weiter zu bilden in religiösen Angelegenheiten. Bei meiner religiösen Bildungsarbeit, die ich später viele Jahre lang im Bayerischen Landesverband des Katholischen Deutschen Frauenbundes und für den Weltgebetstag der Frauen machte, kam ich in Berührung mit der feministischen Theologie, die im großen Ganzen eigentlich immer ökumenisch ist. Dort von den Theologinnen zu lernen, sich immer mehr zu vertiefen, sich bewusst zu werden, wie Frauen in den Religionen und Konfessionen marginalisiert und abgewertet werden, das treibt mich tagtäglich an zu meinen Windmühlkämpfen, nicht gegen die römisch-katholische Kirche, sondern für eine menschen- und frauenfreundliche, ökumenisch-weite und offene Kirche. Nur so kann Jesus es gewollt haben, davon bin ich zutiefst überzeugt.

Ich weiß nun, dass ich selber dafür verantwortlich bin, was ich glauben kann und glauben will. Und das ist in vielen Aspekten etwas ganz anderes, als das, was ich als katholisches Mädchen gelernt habe. Ich nehme diese persönliche Verantwortung sehr ernst und sehe es auch als „meinen Verkündigungsauftrag“, viele Menschen / Frauen mit den Erkenntnissen aus dem II. Vatikanischen Konzil und mit den modernen (feministischen) Bibelauslegungen und Deutungen bekannt zu machen. Es kann nicht genügen, dass wir über 2000 Jahre eine Theologie vorgesetzt bekommen, die nur einseitig von Männern gedeutet wurde. Frauen wurden übersehen, sie kommen kaum vor, auch wenn sie in der Bibel zahlreich vertreten sind. Die Wirkungsgeschichte dieser Theologie ist verheerend für das Selbstbewusstsein von Frauen, für ihren Wert, ihre Würde und ihre Rechte. Mit der Ganaischen feministischen Theologin Mercy Amba Oduyoye sage ich: Wir brauchen eine „Zweiflügeltheologie“, denn so wie ein Vogel mit einem Flügel nicht fliegen kann, so können auch wir mit einer einseitig männlichen Theologie kein ganzheitliches Bild von Gott, von Jesus, von Christ-Sein und von Glauben bekommen. Der eine Flügel ist da, wird hoch geachtet und wertgeschätzt, der weibliche Flügel aber wird belächelt und findet kaum Beachtung im Kreis der etablierten Kirchen. Auch nach 30 Jahren Frauenforschung in der Theologie, auch wenn Frauen nun schon lange Theologinnen, Exegetinnen, Bibelwissenschaftlerinnen und Lehrstuhlinhaberinnen sind, tut MANN so, als hätte man davon noch nie etwas gehört. MANN bleibt bei den männlichen Gottesanreden, den männlichen Gottesbildern, bei den starren Gestaltungsformen und bei dem Ausschluss der Frauen von den Weiheämtern. Der „Mann Gott“ wird verherrlicht, und lieber sagt der Liturg während der Messe, dass „Gott der Quell aller Heiligkeit“ ist, als dass er das deutsche Wort „Quelle“ als weibliche Gottesbezeichnung in den Mund nimmt. Es ist absurd und zum Verzweifeln.

So wie bei den meisten Menschen, die für die Ökumene argumentieren, ist für mich die biblische Aussage aus Joh. 17, 21 der Kernsatz: Jesu Herzenswunsch: „Ich möchte, dass ihr alle eins seid ... damit die Welt glaubt“. Dieses „damit die Welt glaubt“ rückt meines Erachtens jeden Tag in weitere Ferne, an dem die etablierten Kirchen zögern, warten und sich an ihre Machtpositionen klammern. „Die Welt“ sieht uns als uneinig, gespalten, nicht wissend, was wir glauben sollen. Ich muss nicht lange nachdenken um hier mit meinem Finger auf die Schuldigen zu zeigen: Männerkirche und Männermacht verhindern eine „Einheit in der Vielfalt“- eine Kirche, wie Jesus sie vielleicht gemeint hat ... , wenn er sich überhaupt eine Kirche als Institution vorgestellt hat, was ich persönlich nicht glaube. Die Formen der Kirche(n), wie es sie jetzt gibt, sind meiner Meinung nach absolut unjesuanisch und auch unbiblisch – nirgends kann man dort lesen, dass so eine Institution angedacht war.

Für mich persönlich gibt es aber noch einen biblischen Text, der mir zum Schlüsseltext geworden ist: als Frau, als Ausländerin in Deutschland und als Ökumenikerin. Das ist Johannes 4, die Geschichte der Samariterin am Jakobsbrunnen.

Sie steht mit Jesus lebensgroß in meiner heimatlichen Dorfkirche in Loon op Zand, Niederlande, unter der Kanzel. Erst als ich bewusst ökumenisch zu denken begann, habe ich ihre Botschaft verstanden: Jesus spricht hier mit einer Frau, einer Ausländerin, einer Andersgläubigen und auch noch einer „Sünderin“. Sie sprechen über Theologie und sie fragt nach dem wahren Ort der Anbetung: den Berg Garizim oder Jerusalem? Jesus nimmt sie ernst und antwortet: es geht nicht darum, wo man anbetet, sondern darum, wie man dies tut: „Im Geist und in der Wahrheit“. Das Fazit für mich: Dann kommt es also gar nicht darauf an, welche Konfession ich habe (in welcher ich zufällig getauft wurde...) oder in welcher Kirche ich den Gottesdienst besuche, sondern wichtig ist, wie ich bete, wie ich mit Gott in Kontakt trete: das kann ich überall gültig und richtig machen. Als ich das mal verstanden hatte, war mein ökumenisches Problem gelöst, wir konnten ohne Gewissensbisse in unseren beiden Kirchen zum „Tisch des Herrn“ gehen – eine große Befreiung – und ein ökumenisches Geschenk.

Warum wird dieser Bibeltext von Theologen und Seelsorgern nie als „Tipp von Jesus selber“ für das Leben (und Überleben) in einer konfessionsverbindenden Ehe herangezogen? MANN predigt übers lebendige Wasser und danach ... ist die Predigt meistens zu Ende. Wie viel wurde versäumt, wie wenig Halt und Trost wurde gegeben, wo es so sehr nötig gewesen wäre, wo man sie direkt aus der Bibel hätte schöpfen können, wenn der Wille dazu da gewesen wäre ...

Der Weg von einem konfessionsverschiedenen zu einem konfessionsverbindenden Ehepaar war lang und oft auch steinig, aber für uns als Paar, das nun seit 45 Jahren zusammen ist, hat er sich gelohnt. Er war ein großes „Geschenk der Ökumene“. Durch den gemeinsamen Glaubens- und Lebensweg, den wir zu gehen hatten, sind wir weiter und reicher geworden. Das brave katholische Mädchen aus Noord Brabant gibt es nicht mehr. Dafür steht eine selbstbewusste Katholikin, die weiß, dass katholisch „allumfassend“ bedeutet, also Weite statt Enge, Größe statt Kleinkrämerei, einladend statt einengend, offen für alle, die guten Willens sind und die sich gerne von Jesus selber an seinen Tisch einladen lassen. In diesem Sinne sind wir als Paar beide „katholisch“, und selbstverständlich sind wir auch „evangelisch“, denn nichts anderes als das Evangelium ist das Fundament, auf dem wir stehen.